

TALA T. ALSTED | DUNKELLIED

© 2026

Tala T. Alsted

c/o Fakriro GmbH / Impressumsservice

Bodenfeldstr. 9, 91438 Bad Windsheim

tala-alsted.de | wortlicht.blog, tala-t@web.de

1. Auflage | veröffentlicht über tofino media

Korrektorat: Nina Stietzel | www.niquinjas-korrektorat.com

Covergestaltung, Illustrationen & Buchsatz: Tala T. Alsted

Verwendete Schriften:

© 2012 The Fjalla One Project Authors (<https://github.com/SorkinType/FjallaOne>)

© 2017 The EB Garamond Project Authors (<https://github.com/octaviopardo/EBGaramond12>)

Alle: SIL Open Font License, Version 1.1.

Dieses Buch ist komplett menschengemacht.

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist die Autorin verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne ihre Zustimmung unzulässig.

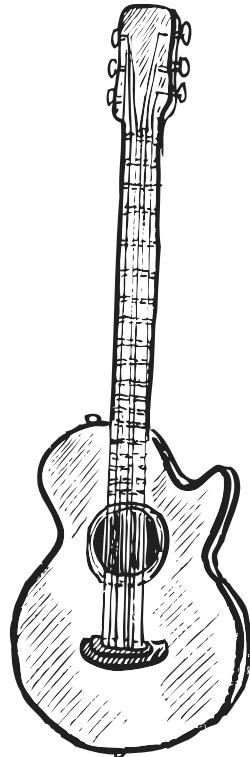
Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische

Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

TALA T. ALSTED

DUNKELLIED



DYSTOPIE



Sind wir nicht alle anders? Und ist das nicht schön?

Auf der erfundenen Insel »Aurorania« werden Menschen von Geburt an in zwei Gruppen eingeteilt. Entscheidend dafür ist ein genetisches Merkmal, an dem sie nichts ändern können. Absurd?

Diese Geschichte ist für alle, die sich manchmal unpassend fühlen.

ACHTUNG: Am Ende des Buchs liste ich möglicherweise sensible oder verstörende Inhalte auf. Sei dir aber bewusst, dass sie dich spoilern könnten.

Deine Tala

INHALT

Prolog

1— Sayo, *Lexikon: Chronobiologie*

2— Nor, *Lexikon: Chronotypen*

3— Sayo, *Lexikon: Frühtypen*

4— Nor, *Lexikon: Normaltypen*

5— Sayo, *Lexikon: Goldene*

6— Nor, *Lexikon: Spättypen*

7— Sayo, *Lexikon: Graue*

8— Nor, *Lexikon: Untere Stadt*

9— Sayo, *Lexikon: Namen*

10— Nor, *Lexikon: Aurorania*

11— Sayo, *Lexikon: Obere Stadt*

12— Nor, *Lexikon: Solbay*

13— Sayo, *Lexikon: Sol*

14— Nor, *Lexikon: Sol Tower*

15— Sayo, *Lexikon: Aurorania Connect*

16— Nor, *Lexikon: Republik Aurorania*

17— Sayo, *Lexikon: Bürgerrechte der Goldenen*

18— Nor, *Lexikon: Social Jetlag*

19— Sayo, *Lexikon: Anatolys Orangenliebe*

20— Nor, *Lexikon: Sunnivara*

21— Sayo, *Lexikon: Bürgerrechte der Grauen*

22— Nor, *Lexikon: Insellieder*

23— Sayo, *Lexikon: Areg Aurom*

24— Nor, *Lexikon: Großer Aufstand*

25— Sayo, *Lexikon: Alga Textil*

26— Nor, *Lexikon: Chrono-Test*

27— Sayo, *Lexikon: Adoption*

28— Nor, *Lexikon: Grauzeitwache*

29— Sayo, *Lexikon: Patrouille-Kommandanten*

30— Nor, *Lexikon: Patrouille-Majore*

31— Sayo, *Lexikon: Goldstabsleutnants*

- 32— Nor, *Lexikon: Cole's Mine*
- 33— Sayo, *Lexikon: Wohnraum*
- 34— Nor, *Lexikon: Rondell*
- 35— Sayo, *Lexikon: Sperrbezirke*
- 36— Nor, *Lexikon: Goldgarde*
- 37— Sayo, *Lexikon: Krankheitsrisiko*
- 38— Nor, *Lexikon: Goldstaboffiziere*
- 39— Sayo, *Lexikon: Übergänge*
- 40— Nor, *Lexikon: Besuchsregeln*
- 41— Sayo, *Lexikon: Gold und Silber*
- 42— Nor, *Lexikon: Marisol Salar*
- 43— Sayo, *Lexikon: Tradition Aurorania*
- 44— Nor, *Lexikon: Areg Uto*
- 45— Sayo, *Lexikon: Demonstration*
- 46— Nor, *Lexikon: Aurorania News*
- 47— Sayo, *Lexikon: Notstandsgesetz*
- 48— Nor, *Lexikon: Goldgeneral*
- 49— Sayo, *Lexikon: Trauma*
- 50— Nor, *Lexikon: Boykotte*
- 51— Sayo, *Lexikon: Kunstfreiheit*
- 52— Nor, *Lexikon: Einstellung*
- 53— Sayo, *Lexikon: Halbmond-Tattoo*
- 54— Nor, *Lexikon: Whistleblower*
- 55— Sayo, *Lexikon: Damaststraße*
- 56— Nor, *Lexikon: Alga*
- 57— Sayo, *Lexikon: Solbay Krankenhaus*
- 58— Nor, *Lexikon: Protestlied*
- 59— Sayo, *Lexikon: Transport*
- 60— Nor, *Lexikon: Wahlrecht*
- 61— Sayo, *Lexikon: Solbay Grey*
- 62— Nor, *Lexikon: Krake*
- 63— Sayo, *Lexikon: Solbay Day*
- 64— Nor, *Lexikon: Wappen Aurorantias*
- 65— Sayo, *Lexikon: Zukunft*

Anhang

– *Content Notes*

– *Lieder*

– *Bist du golden oder grau?*

– *Lesetipps*



PROLOG

»*Willkommen ganz unten*«, singe ich und schlage die Gitarrensaiten an. Die Vibration brummt durch den Verstärker. Die düstere Melodie und den eingängigen Refrain habe ich bisher nur für mich allein gespielt. Jetzt schreie ich sie laut raus: »*Willkommen ganz unten!*«

Ich stehe in der Mitte des Rondells und über mir schimmert oben durch die Glaskuppel unerreichbar der Nachthimmel. Menschen drängen sich um mich und füllen den gesamten Platz. Genau wie ich riskieren sie alles. Aber sie jubeln, winken, tanzen und beim Refrain grölen sie mit: »*Willkommen ganz unten.*«

Ich atme tief, spiele, ohne hinzusehen. Niemand hindert uns, keine Grauzeitwachen brechen das Konzert ab. Ich fühle mich beinahe frei. Es ist zu schön, um wahr zu sein ... und deshalb ist es auch nicht wahr.



Chronobiologie, die

Die Chronobiologie erforscht die Zeitstruktur von Lebewesen, Populationen und Ökosystemen.

Sehe ich ordentlich aus? In der Scheibe spiegelt sich das schwarze Jackett, das noch von meiner Abifeier vor fünf Jahren stammt. Darunter das weiße T-Shirt. Hätte ich doch lieber das blaue anziehen sollen? Die Haare bleiben sowieso nie so, wie ich sie kämme. Egal, ich will mich nicht als Moderator bewerben, sondern als schlecht bezahlter Tontechnik-Azubi.

Die Tür zum Hauptgebäude von »Aurorania News« öffnet sich jetzt automatisch und dahinter wartet ein weitläufiges Foyer mit einem ovalen Empfangstresen. Die Frau mit dunkler Hochsteckfrisur und großen runden Brillengläsern, die hinter einem Monitor sitzt, schaut zu mir. Sie schiebt sich sogar die Brille mit dem Zeigefinger näher an die Stirn, wie um mich unter die Lupe zu nehmen. Wow, sieht die streng aus!

»Ja bitte?«

»Ich heiße Sayo Cassada. Ich bin um 16 Uhr zum Bewerbungsgespräch eingeladen.«

Wie sie auf die Tastatur ihres Computers einhämmert! Ihre langen, rot bemalten Krallen klackern dabei. Dann nickt sie und sieht mich wieder direkt an. »Und wie spät ist es jetzt?«

Ich ziehe mein Smartphone aus der Tasche und schaue auf das Display. »15:58 Uhr«, sage ich erleichtert. Gerade noch rechtzeitig.

»Zu spät, junger Mann!«, fährt sie mich an. »Herr Mota erwartet Sie im Besprechungsraum C-B-4 im dritten Stock. Der liegt in Gebäudeteil C, erreichbar durch Gang C-G-4. Bis Sie dort sind, sind Sie zu spät.«

Bitte was? Weil ihre Brillengläser so sehr spiegeln, kann ich ihre Augen nicht erkennen. Soll das ein Scherz sein?

»Worauf warten Sie noch?«, blafft sie und reckt ihren Arm zur Seite. Ihr Finger zeigt auf eine Wandnische, zu der ein grauer Läufer führt. »Dort sind die Aufzüge! Dritter Stock, Gebäudeteil C. Besprechungsraum Nummer C-B-4.«

Ich gehe wortlos dorthin. Das fängt ja gut an.

Leano Mota sitzt am Kopfende eines langen Tisches, als ich nach einem Klopfen den Besprechungsraum Nummer C-B-4 betrete. Neben ihm wirkt die Frau im dunkelblauen Blazer, die in einer dicken Mappe blättert, unscheinbar. Ich kenne Mota aus der Nachrichtensendung »Solbay Grey«, die er moderiert. Darin kommentiert er aktuelle Ereignisse aus der Unteren Stadt. Es ist die wichtigste News-Sendung für uns Graue. Die zweitwichtigste, »Solbay Day«, berichtet aus dem oberirdischen Teil der Hauptstadt. Für uns vermutlich in einer abgespeckten Form – eben mit allem, was wir hier unten wissen dürfen.

Leano Mota trägt seine weiß glänzenden Haare zu einem Zopf gebunden. Seine bunten, gut geschnittenen Anzüge sind sein Markenzeichen. Mir wären die zu schrill.

Ich kann mich nicht entscheiden, ob ich eher ihn oder die blasse Frau neben ihm anschauen sollte. Sie muss die Personalchefin sein, die den Einladungsbrief unterschrieben hat. Mit Mota habe ich nicht gerechnet, doch er ist bekanntermaßen der Programmleiter bei Aurorania News, der wichtigste Mann. Womöglich kontrolliert er hier alles, selbst die Einstellung eines Azubis?

Auf dem Bildschirm kam er mir immer sympathisch vor, aber jetzt lächelt er nicht. Stattdessen wirft er einen theatralischen Blick auf seine teuer aussehende, goldene Armbanduhr und schüttelt den Kopf. »16:02 Uhr. Sie sind unpünktlich, Herr Cassada.«

Und Sie sind pedantisch! Ich sage es nicht laut, bleibe nur unschlüssig neben der Tür stehen. Er bietet mir keinen Sitzplatz an. Wäre es ein Fehler,

sich einfach zu setzen? Oder gerade richtig, um zu provozieren? Ich hätte Lust dazu. Aber nein, besser einen zerknirschten Gesichtsausdruck aufsetzen. Der Ausbildungsplatz wäre perfekt für mich, denn er würde mir später Jobs im Musikbusiness ermöglichen. Ein Traum!

»Entschuldigen Sie die Verspätung, Herr Mota«, sage ich also brav.

Er geht nicht darauf ein, sondern zieht die Mappe zu sich heran und blättert in den Papieren. Wahrscheinlich meine Bewerbungsunterlagen. Die Frau starrt mich nur an und lässt ihn machen.

»Sie sind bereits 23«, beginnt Leano Mota – weiterhin, ohne mir einen Stuhl anzubieten. »Recht alt, um eine Ausbildung zu starten, oder?«

Was will er denn hören? »Ich habe etwas Zeit gebraucht, um herauszufinden, was ich gern machen möchte.«

Er lehnt sich weit vor und sieht mich unter hochgezogenen Brauen an. Seine Stirn wirft dabei Falten. Obwohl er sitzt und ich stehe, fühlt es sich an, als schaue er auf mich herab.

»Sie haben zuerst vier Semester Architektur studiert, anschließend nach einem Jahr eine Ausbildung zum Bibliothekar abgebrochen und zuletzt gingen Sie einem Supermarktjob nach, wo Sie allerdings fristlos gekündigt wurden. Ich habe mich informiert. Der dortige Filialleiter erteilte Ihnen sogar Hausverbot.«

Ich schlucke. Der Supermarktchef hat mich behandelt wie Dreck! Zugegebenermaßen betraf das nicht mich persönlich, sondern auch alle anderen Angestellten. Aber nur mir ist irgendwann der Kragen geplatzt. Nur ich kam auf die Idee, den Chef dabei zu filmen, wie er Mitarbeiterinnen an den Hintern fasste, täglich unbezahlte Überstunden anordnete, uns beleidigte und uns allein Lasten transportieren ließ, die normalerweise mindestens zwei Personen gemeinsam bewältigen. Leider hat er meine Kameraüberwachung zu früh bemerkt und die Beweismittel vernichtet.

»Warum haben Sie mit Ihrem mittelmäßigen Abitur den Platz im Architekturstudium aufgegeben?«, will er als Nächstes wissen.

In welchem Scheißloch hat er bitte gegraben? Natürlich fällt mir mein ungerader Lebenslauf auf die Füße. Wahrscheinlich muss ich für immer in Coles Bar kellnern.

»Das Studium lag mir nicht«, sage ich ehrlich. »Es beinhaltete mehr Mathematik, als ich dachte, und ich habe auch zu wenig Geduld, um Häusermodelle im CAD-Programm zu erstellen ...«

Er unterbricht mich. »Und wenn Sie dann schon erkannt hatten, dass Sie ungeduldig sind, was brachte Sie auf den Gedanken, Bibliothekar zu werden?«

Ich seufze laut. »Eigentlich lese ich gerne. Aber die Ausbildung drehte sich vor allem um Sortierarbeiten und das Pflegen von Datenbanken.«

Wie er mich ansieht! Bin ich eine Kakerlake? »Sie sind also auch kein sonderlich strukturierter Mensch.«

»Ich ... äh ... vermutlich«, gebe ich zu. »Aber ich bin kreativ.«

Ich atme tief ein und bemühe mich, selbstbewusst auszusehen. Ich muss den weiter aufkochenden Ärger unterdrücken. Dringend! Denn definitiv ist er nicht so sympathisch, wie er im Fernsehen wirkt. Nein, er ist ein Sadist.

»Nachdem Sie bereits wussten, dass es Ihnen an Geduld, Struktur und mathematischem Geschick fehlt, beschlossen Sie also, Ihren Lebensunterhalt mit einem Job im Supermarkt zu bestreiten. Da Sie jedoch ein Problem damit haben, Autoritäten anzuerkennen und sich unterzuordnen, scheiterten Sie auch da.«

Er mustert mich eingehend. Sieht aus, als wolle er herausfinden, wann seine Provokation ein Maß erreicht, bei dem ich die Beherrschung verliere. Darauf kann er lange warten. Als auszubildender Tontechniker hätte ich so gut wie nichts mit ihm zu tun. Ein Tonmeister wäre mein Vorgesetzter und ich würde Herrn Mota höchstens auf einem Bildschirm oder von einem Mischpult aus sehen. Also eine gleichmütige Miene aufsetzen, obwohl mein Kiefer bereits davon schmerzt. »Ich arbeite daran«, bringe ich einsilbig hervor. »Ich habe nur ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsempfinden, was mein letzter Arbeitgeber verletzt hat.«

Mota blickt mir starr in die Augen. »Ihnen ist bekannt, dass Leute wie Sie, Graue, statistisch gesehen weniger erfolgreich und weniger vorausplattend sind, geringere schulische Leistungen erbringen und zu Alkohol- und Drogenkonsum neigen? Auch Depressionen kommen viel häufiger vor.«

Ich hebe die Schultern. Diese Statistiken nutzten Goldene ständig als Totschlagargument. Erzähl mir was Neues!

»Wie steht es um Ihren Konsum an Kaffee, Alkohol und Drogen?«, fragt er weiter.

»Moderat«, knurre ich. Und schiebe schnell hinterher: »Also was Kaffee und Alkohol anbelangt. Ich bin kein Junkie.«

Das feine Lächeln, das jetzt auf seinen Lippen liegt, ist giftig. »Erstaunlich. Sie erfüllen doch sonst jedes Klischee vom unproduktiven, unangepassten und schlecht organisierten Grauen. Ganz ehrlich, Herr Cassada: Ich bezweifle, dass Sie der Richtige für diesen Ausbildungsplatz sind.«

So ein Mist! »Ich kenne mich mit Tontechnik aus«, werfe ich ein, so lange er mir noch zuhört. »Ich spiele Gitarre und Klavier, habe ein gutes musikalisches Gehör ...«

»Was nützt das, wenn Sie zu spät am Set sind und Anweisungen von Vorgesetzten nicht Folge leisten?«, unterbricht er mich.

»Ich würde ...«

»Meine Entscheidung steht fest. Viel Erfolg weiterhin bei der Jobsuche, Herr Cassada.«

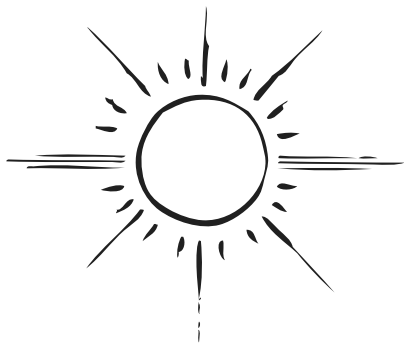
Die Frau protestiert nicht. Verdammt, sie hat kein einziges Wort gesagt!

Mit einem Knall klappt Leano Mota die Bewerbungsmappe zu und lehnt sich zurück. Verschränkt langsam die Arme vor der Brust.

»Sie sind so was von ekelhaft arrogant«, zische ich.

Er schnaubt. »Sehen Sie, das meine ich! Dort ist die Tür.«

Bevor ich ihn weiter beleidige, drehe ich mich ruckartig um und schlage besagte Tür hinter mir zu.



2 – NOR

Chronotypen, die

Die Chronobiologie teilt Menschen nach ihrem individuellen Schlafzeitfenster in verschiedene Chronotypen (auch: Schlaf-wach-Typen) ein. Hauptsächlich wird nach Spättypen, Normaltypen und Frühtypen unterschieden. Der Chronotyp ist genetisch bedingt. In Aurorania bezeichnet man Normal- und Frühtypen als »Goldene«, Spättypen als »Graue.«

Wir tasten uns mit gezückten Pistolen in die Dreizimmerwohnung in der oberen Ebene vor. Das mittelalte Ehepaar, das hier wohnt, rechnet nicht mit uns. Der Einsatz ist seit Wochen detailliert geplant.

Wie immer halte ich mich koordinierend im Hintergrund, während die Kollegen vorangehen. Wir kommunizieren über Blicke und obwohl sie sonst oft so tun, als spräche ich eine andere Sprache, verstehen wir uns in Situationen wie dieser wortlos. Mein Team überwältigt die beiden Grauen, bevor sie sich wehren können. Die illegalen Waffen landen mit einem dumpfen Schlag auf dem Holzfußboden. Zwei meiner Männer pressen die Verbrecher mit dem Gesicht voran gegen den Kleiderschrank. Ich trete hinter sie.

Die nächsten Sätze sage ich nur, weil sie wie aus einem Gangsterfilm klingen, und für uns eine Art Running Gag darstellen: »Ich bin Nor Kettera, Patrouille-Majorin der Grauzeitwache, und im Namen des Gesetzes von Aurorania verhafte ich Sie!«

Aus dem Augenwinkel sehe ich Ronas grinsen, während ich die Handschellen zuschnappen lasse.

Die Scherze vergehen uns allerdings, als wir das Ausmaß des aufgedeckten Verbrechens begreifen. Es lag der Verdacht auf Rauschgifthandel vor.

Doch was wir in einem der Räume finden, ist ein umfangreiches Drogenlabor mit Kanistern voller Chemikalien, Trichtern, Flaschen und Behältern mit weißem Pulver. Neben einem schmutzigen Spülbecken stehen weitere Dosen, Schachteln und Plastiktüten in einem Regal. Eine enthält Hunderte Tabletten.

»Wow, ich schätze, das Zeug bringt auf dem Schwarzmarkt einen sechsstelligen Betrag ein!« Ronas pfeift durch die Zähne.

Darüber hinaus entdecken wir mehrere selbst gebaute Pistolen und gefährlich lange Messer. Dabei herrscht in der Unteren Stadt ein striktes Waffenverbot. Es besteht gar keine Möglichkeit, Waffen zu kaufen.

Ich spüre die Blicke des Verbrecherpärchens förmlich auf mir. Wie immer unterschätzen sie mich. Weil ich so zierlich und klein bin. Weil mein Kurzhaarschnitt dank unserer Haushälterin Lucie jederzeit aussieht, als käme ich frisch vom Friseur. Weil ich diese großen Rehaugen von meiner Mutter geerbt habe. Aber ich habe gelernt, all das zu meinem Vorteil zu nutzen, indem ich mit unerwarteter Konsequenz durchgreife.

»Ausweis!«, fordere ich knapp. »Wo sind eure Smartphones?«

»Hosentasche«, knurrt der Mann.

Ronas zieht das Gerät aus seiner Gesäßtasche und hält es an meinen Scanner. »55 Jahre, Imbissbetreiber«, lese ich auf dem Display. Zugegebenermaßen bietet dieser Job ein gewisses Potenzial für den Handel mit verbotenen Substanzen. Hätte ich den Typen allerdings auf der Straße getroffen, wäre er mir unverdächtig vorgekommen.

Ich seufze. Erst gestern hat meine Schwester wieder argumentiert, es seien nur Vorurteile, dass Graue häufiger Straftaten begingen als Goldene. Doch weshalb ist die Kriminalitätsrate unten dann drei Mal höher als in der Oberen Stadt? Wieso stoßen wir hier mindestens zehnmal so oft auf Drogendelikte wie oben? Warum sind so viele Graue abhängig – egal, ob nun von Drogen, Alkohol, Zigaretten, Kaffee oder Spielen?

Den Chroniken nach war das schon vor über 150 Jahren so, als die Grauen noch gemeinsam mit den Goldenen an der Oberfläche lebten. Damals dachte man, es hänge damit zusammen, dass unsere gesellschaftlichen Abläufe nicht zur inneren Uhr der Grauen passten. Das für ihren chronobiologischen Rhythmus zu frühe Aufstehen führe zu Missbrauch, zu

Schlafstörungen, zu psychischen Krankheiten und daraus resultierend zur höheren Straffälligkeit. Deshalb entwarf der ehrwürdige Präsident Areg Aurom die unterirdische Stadt, in der die Arbeit am späten Nachmittag und in den Nachtstunden erledigt wird. Das entspricht viel eher der inneren Uhr der Grauen. Die praktischen Nebeneffekte: Wir nutzen den begrenzten Platz auf unserer Insel sinnvoller und die Wirtschaft produziert effizienter, wenn ein Teil der Bevölkerung nachts arbeitet.

Doch ganz offensichtlich liegen Kriminalität und Abhängigkeit tief in der Natur der Grauen. Ich erlebe es jeden Tag. Aber ein so umfangreiches Drogenlabor in diesen engen Räumen hatte selbst ich nicht erwartet.

»Und dein Smartphone?«, frage ich.

Die Frau stiert mich trotzig an, dann dreht sie ihre Hüfte geringfügig zur Seite, damit ich die Ausbeulung der engen Hosentasche an ihrem Hintern sehen kann. Na toll! Ich halte den Scanner einfach an ihre Hose, doch das funktioniert nicht. Da ich die einzige Frau im Team bin, muss ich wohl selber Hand anlegen. Noch während meine Finger halb in der viel zu engen Tasche stecken – verdammt, warum muss ich das tun? –, erklingt der Piepton meines Scanners. Ich schiele auf das Display in meiner anderen Hand: Sie ist 47 Jahre alt und freiberufliche Klempnerin.

»Au, zur grellen Sonne!« Ich zucke zurück. Das Smartphone scheppert zu Boden und die Frau stößt einen Fluch aus.

»Was ist?« Ronas steht sofort neben mir.

Irgendetwas hat mich gestochen. Ich drehe die Hand, mit der ich die Frau durchsucht habe. Sieht ganz normal aus, oder? Nein! Als ich mein Handgelenk näher vor die Augen halte, erkenne ich die winzige Einstichstelle.

Die Gefangene vor mir verzieht abfällig die Lippen.

»Lasst uns frei und ich gebe euch ein Gegenmittel«, zischt sie.

Gegenmittel?

»Was hast du ihr gespritzt, Miststück?«, grollt Ronas.

Gespritzt? Tatsächlich, meine Kollegen haben ihr eine Kanüle entwendet, die sie nun sorgsam verpacken. Schon beim Gedanken an so eine dreckige Nadel, die sie irgendwie in ihrem Hemdsärmel verborgen haben muss, wird mir schlecht. Was, wenn mich das Zeug drogenabhän-

gig macht? Oder ich eine unheilbare Krankheit bekomme? Was, wenn ... Unmöglich, klar zu denken! Ich sehe verschwommen, höre Ronas' Worte kaum. Da sind Arme, die mich umklammern und es gelingt mir nicht, sie abzuschütteln. Ich muss hier weg! Weg!

Doch alles um mich herum ist schwarz.

»Das hätte nicht passieren dürfen!« Mein Chef, Goldstabsleutnant Haul Craig, geht vor mir im Krankenzimmer auf und ab. Ich soll auf der Liege sitzen bleiben, hat der Arzt angeordnet.

Ronas ist auch hier. »Wir haben sie nach Waffen durchsucht«, springt er mir bei.

»Offenbar nicht gründlich genug!« Haul ist sauer. Zu Recht.

Mir ist kalt. Ich spanne alle Muskeln an – sie sollen aufhören, zu zittern! Sobald ich an den Übergriff denke, überkommt mich Brechreiz. Hart bleiben. Ich bin kein Opfer! Ich wollte nie wieder die Kontrolle verlieren. Die Jahre in der Grauzeitwache haben mich stark gemacht. Mich bringt nichts mehr so schnell ins Wanken. Ich sage es mir wie ein Mantra auf. Es hilft.

Und Haul hat recht: Das hätte nicht passieren dürfen!

Wir warten auf die Laboruntersuchungen, auf meine Blutwerte. Mehrfach gehen wir die Situation durch, bis uns – nach einer gefühlten Ewigkeit – der Arzt unterbricht.

»Ihr Blut ist in Ordnung, Patrouille-Majorin Kettera. Keine Drogen, nichts Auffälliges. Es lässt sich nicht feststellen, ob überhaupt etwas injiziert wurde.« Aber der Schwindel, denke ich. Die verschwommene Sicht, die Ohnmacht! Ich fantasiere nicht, oder?

Abermals wird mir übel. Denn im Grunde weiß ich es: Ich hatte eine Panikattacke. Das darf nie wieder vorkommen! Darüber bin ich hinweg. Niemand hier soll denken, ich sei zu schwach für diesen Job.

Zum Glück erwähnt der Arzt nichts in diese Richtung. Er spricht weiter mit ruhiger Stimme auf mich ein. »Wir werden Sie sicherheitshalber in der kommenden Zeit täglich untersuchen. Aber so, wie Sie den Sachverhalt schildern, handelte es sich höchstwahrscheinlich um einen Bluff. Mit

gefesselten Händen kann die Frau doch nur schwer eine Flüssigkeit in die Kanüle gezogen haben.«

Ich nicke, will es unbedingt glauben. Die Aussage gibt mir Sicherheit. Und endlich kommt die Wut zurück. Auf mich. Und auf die verdammten Grauen.



Frühtypen, die

Chronobiologische Frühtypen wachen morgens energiegeladen von selbst auf und werden abends zeitig müde. Bestleistungen erreichen sie vormittags. Als Frühtypen werden Menschen kategorisiert, die vor 23 Uhr einschlafen und ohne Wecker zwischen fünf und sieben Uhr aufwachen. In Aurorania nennt man sie »Goldene«.

John, Coles Tintenfisch, bewegt im Aquarium an der Wand gegenüber träge seine acht Arme. Ungelogen, er ist der Einzige, der mir zuhört. Ich zupfe die Saiten der E-Gitarre, ohne hinzusehen. Zum ersten Mal seit dem katastrophalen Bewerbungsgespräch entspanne ich mich langsam. Ich glaube, das macht die Vibration der tiefen E-Saite, die durch meinen gesamten Körper schwingt und alles andere auslöscht. Wie schön!

Cole ist seit zehn Minuten im Lager verschwunden, weil er meinen Lärm, wie er sagt, nur dann erträgt, wenn er dabei hilft, die letzten Gäste zu vertreiben. Bis auf Aylin, die drüben am Tresen sitzt, sind auch alle gegangen.

»Ich seh das Licht hier unten sterben«, singe ich und schlage die Saiten noch härter und schneller an. *»Keiner hört dich in der Dunkelheit. Du bist ein Niemand in der Dunkelheit.«*

Die Zeilen schwirren mir schon seit heute Nachmittag durch den Kopf. Jetzt spreche ich sie aus, lasse die Töne rattern, bedrohlich grollen und dann ersterben.

Der Tintenfisch dreht sich ruckartig um und zieht sich hinter einen künstlichen Felsen zurück.

»Danke auch, John!«, rufe ich ihm nach und stehe auf. Die Gitarre lehne ich an die Wand neben der Kellertreppe, die auch runter zu meinem Zimmer führt.

»So was darfst du nich' vor Leuten spielen, Junge«, lallt Aylin, ohne den Blick von ihrem halb leeren Glas zu heben.

Ich lehne mich neben sie an den Tresen. »Keine Sorge, das war nur für dich und John«, sage ich und grinse halbherzig. Eigentlich ist mir nicht danach zumute. Aber ich lache ganz automatisch, dumme Angewohnheit.

Aylin sieht auf, die Stirn in Falten. »Ich meine es ernst, Sayo«, zischt sie und umfasst mein Handgelenk. Sie schaut mich an wie damals in der Schule, als sie noch meine Musiklehrerin war und ihr Haar noch nicht stumpf und strähnig hing. »Für dich mag das alles ein großer Spaß sein. Andere haben sie, wie du weißt, schon für weniger kritische Bemerkungen weggesperrt.«

Ich zucke mit den Schultern, obwohl sie recht hat. Sie sitzt nicht grundlos jeden Tag in Coles Kneipe und trinkt, bis sie vergisst, wen sie aus ihrem Leben gerissen haben. Ein einziges Mal hat sie mir davon erzählt, wie die Grauzeitwache ihren Mann festgenommen hat. Er stand unter Verdacht, dabei geholfen zu haben, Leute systematisch außer Landes zu bringen. Niemand hat ihn je wiedergesehen. Damals war ich im letzten Schuljahr am Gymnasium und Aylin meine Lieblingslehrerin.

»Keine Angst«, verspreche ich ihr, während ich sanft ihre Finger von meinem Handgelenk löse. »Ich weiß, dass ich das Lied nicht spielen darf.«

Sie nickt und sinkt in sich zusammen. Weil sie so elend aussieht, protestiere ich nicht, als sie mir mein etwas zu langes Haar aus dem Gesicht streicht.

»Geh nach Hause«, schlage ich vor. »Ich will noch zum Krankenhaus und Selen Essen bringen. Sie hat gleich Pause.«

Ich habe Glück: Aylin erhebt sich schwerfällig und zahlt die Rechnung mit ihrem Smartphone. Der Anblick, wie sie nach vorn gebeugt durch den komplett mit dunklem Holz verkleideten Raum schlurft, bereitet mir Magenschmerzen. Ich lächele den Druck weg.

»Bis morgen!«, rufe ich ihr nach. Sie dreht sich nicht noch einmal zu mir um.

Ich schließe hinter ihr ab und schlendere zurück, entlang Coles gigantischem Salzwasseraquarium, das einen Großteil der einen Wand des Gastraumes einnimmt. Cole ist Mitte dreißig und sieht mit seinem Vollbart, der Glatze und der Brille zum Wegrennen aus. Aber um sein Aquarium und Tintenfisch John kümmert er sich so hingebungsvoll wie andere um ein Baby. Ich glaube sogar, John hat das schönere Zimmer von uns beiden abbekommen.

»Schlaf gut, John«, sage ich laut.

Dann gehe ich mit meiner E-Gitarre hinunter in den Keller.

»Ist sie weg?«, brummt Cole, der mir im engen Flur entgegenkommt.

Ich nicke und er pustet erleichtert Atemluft aus. Zum Abschied hebe ich nur die Hand. Er weiß, wohin ich will.

An jedem ersten Montag im Monat bringe ich meiner älteren Schwester Selen ein leckeres Lunchpaket in einer Dose mit doppeltem Boden. Es ist kurz vor vier Uhr nachts, als ich den Hinterausgang nehme. Um diese Zeit ist kaum jemand unterwegs. Der Tunnel, der zum Krankenhaus führt, ist gerade mal breit genug, dass neben Fußgängern auch Kleinbusse und Rettungsfahrzeuge hindurchpassen. Ein Streifen aus Leuchtpaneelen wirft ein fahles Licht auf den Weg, den ich im Schlaf finden würde, weil ich ihn so oft gehe. Die frisch gestrichenen Betonwände strahlen in Hellblau, doch ich gebe ihnen keine zwei Wochen, bis neue Graffiti sie dekorieren.

Mein Schatten wandert auf unheimliche Art im Takt mit der Beleuchtung um mich herum. Meine Schritte hallen viel zu laut.

Auch das Foyer des Krankenhauses ist bis auf einen Wachmann am Empfangstresen leer. Er sieht nicht mal auf, als ich reinkomme. Hier in den unteren Etagen gibt es eine Notaufnahme und ein paar Ambulanzen für die Bewohner der Unteren Stadt. Die größeren Klinikabteilungen liegen in den Obergeschossen.

Gespentige Ruhe umgibt mich, als ich am Aufzug stehen bleibe. Während ich warte, wippe ich mit den Zehen auf und ab. Die Stille zerrt an

mir. Lärm und andere Menschen um mich herum wären mir lieber. Endlich verkündet ein Surren die Ankunft des Aufzugs. Ich fühle mich winzig in der Mitte dieser mit Spiegeln verkleideten Zelle, nutze aber die Gelegenheit und zupfe den Saum meines T-Shirts zurecht, bevor es nachher meine Schwester macht. Ich weiß, sie meint es gut. Doch manchmal behandelt sie mich noch wie den kleinen Bruder, dem sie regelmäßig den Dreck aus dem Gesicht wischen und die Spinnweben aus dem Haar zupfen musste.

Die Aufzugstür öffnet sich und dahinter liegt ein neues Foyer.

Leider habe ich nichts vorzuweisen, das Selens Eindruck revidieren könnte, und das heutige Bewerbungsgespräch hat es nicht besser gemacht. Sie ist Ärztin, ich bin Versager. In Coles Kneipe verdiene ich gerade so viel, dass es für die Zimmermiete und etwas zu essen reicht. Dabei könnte ich eine neue Jeans und ein zweites Paar Schuhe gebrauchen. Aber sobald Cole mir meinen mickrigen Lohn auszahlt, gebe ich ihn für neue Gitarrensaiten oder ein besseres Mikrofon aus und ernähre mich für den Rest des Monats von Dosenravioli. Niemals werde ich Selen um Geld bitten! Ich will ihr und Mama gleich mit endlich beweisen, dass sie sich um mich keine Sorgen machen müssen. Dass ich allein zurechtkomme. Zumindest ... irgendwie.

In der Kontrollstation sitzt ein dicker Mann in Uniform und tippt auf sein Smartphone ein. Als er mich bemerkt, legt er es weg.

»Ausweis, bitte«, brummt er, während er mir einen Scanner entgegenstreckt. Es ist lächerlich, denn wir sehen uns beinahe jeden Monat. Aber: »Vorschrift ist Vorschrift«, sagt er jedes Mal, wenn ich ihn darauf anspreche. Natürlich weiß ich: Sie tracken jeden, der die Untere Stadt verlässt, genau. Also halte ich mein Smartphone an den Scanner, bis ein unangenehmer Piepton die Erfassung meiner Personalien signalisiert.

»Besuchsgrund?«

»Meine Schwester, Selen Cassada, hat ihr Pausenbrot vergessen.«

»Tasche öffnen.«

Er durchsucht den Inhalt meines Rucksacks komplett. Als könnte ich Waffen mitbringen, die wir Graue gar nicht besitzen dürfen! Als könnte ich im Rucksack jemanden herausschleusen! Ich komme ohnehin nicht aus dem Gebäude heraus, es gibt ja noch eine weitere Kontrollschranke.

Selbst den Deckel der Metallbrotdose öffnet er und betrachtet mit hungrigem Blick das mit Gurkenscheiben und Gemüsecreme belegte Sandwich und die beiden Apfelhälften. Zuletzt fährt er mit einem leise pfeifenden Detektor an meinem Körper entlang und öffnet dann, endlich, die Plexiglasschranke, damit ich die dahinterliegenden Klinikbereiche betreten darf.

Den Weg durch die kahlen Flure zu Selens Büro fände ich auch im Schlaf. Sie wartet schon auf mich, hält mir die Tür zu ihrem Büro auf und drückt mich kurz an sich. Ihre langen blonden Haare kitzeln an meiner Nase.

»Du bist abgemagert«, stelle ich fest und hole die Brotdose aus dem Rucksack. »Hier.«

»Wie nett! Andere nennen mich schlank.«

Ehrlich, sie sieht aus wie ein Geist! Sie arbeitet zu viel. Und natürlich kommt sie sofort auf ein Arbeitsthema zu sprechen.

»Wie lief dein Bewerbungsgespräch?«

Warum fühle ich mich so klein? »Katastrophal. Leano Mota hat mich auflaufen lassen, genüsslich meinen miserablen Lebenslauf zerpfückt und mich dann rausgeworfen. Er ist nur im Fernsehen nett. Im echten Leben ist er ein arroganter Arsch.«

Selen seufzt und bedenkt mich mit diesem speziellen Große-Schwester-Blick. »Wäre auch zu schön gewesen«, sagt sie dann und nimmt mich noch einmal in den Arm. »Wer weiß, wozu es gut ist. Bewirb dich weiter!«

Ich atme gedehnt aus. Über meine Unzulänglichkeit will ich nicht reden. Lieber sitze ich neben ihr auf ihrem Schreibtisch, von wo aus wir freie Sicht durchs Fenster nach draußen haben. Die Stadt schläft noch, aber nicht mehr lange. Wie immer fasziniert mich das breite, dunkelblaue Band des Flusses, dem alle Häuser Platz machen müssen, auch die Paläste, die sein Ufer flankieren wie eine Einheit der Grauzeitwache.

Das Schönste kommt in fünfundzwanzig Minuten: Dann geht die Sonne auf. Schon jetzt verfärbt sich der Himmel lila.

Jedes Mal, wenn ich Selen an ihrer Arbeitsstelle besuche, beobachten wir gemeinsam, wie das erste Tageslicht langsam herankriecht. Ich öffne das Fenster, denn dann fühlt es sich realer an. So hören wir sogar die Amsel, die auf dem Baumwipfel gegenüber sitzt und singt. Es klingt, als rufe sie:

»Schau hierhin, schau dahin.« Und das tue ich auch. Wenn ich Glück habe, spüre ich sogar etwas Wind auf der Haut. Auf jeden Fall riecht die Luft, die von draußen kommt, frischer.

Vor Jahren war ich einmal an der Oberfläche – eine Schulexkursion in den botanischen Garten. Neben den seltsamen Pflanzen sind mir vor allem die Blicke der Goldenen in Erinnerung geblieben. So, wie wir damals, muss John sich fühlen, wenn wir in sein Aquarium glotzen. Dabei sehen Goldene nicht anders aus als wir. Vielleicht tragen sie teurere Kleidung und besitzen die besseren Smartphones. Aber das Einzige, was sie wirklich von uns unterscheidet, ist das fehlende Tattoo.

Ich hasse den münzgroßen schwarzen Halbmond auf meinem Handrücken! Auf Selens rechter Hand prangt auch einer. Sie heben sich ab wie Schmutzflecke auf einer weißen Tischdecke und lassen sich noch schlechter entfernen. Jeder, den sie nach der Geburt per obligatorischem Chrono-Test als Spättyp einstufen, bekommt ein solches Mal. Meine Haut juckt, sobald ich es ansehe. Es erinnert mich daran, wie ich mit 16 unseren Kater so lange gereizt habe, bis er mich genau da gekratzt hat, bis die Haut in Fetzen hing. Sinnlos. Mich haben sie wieder zusammengeflickt und neu tätowiert und den armen Kater mussten wir einschläfern lassen. Die beißenden Schuldgefühle werden mich wahrscheinlich auf ewig verfolgen.

Genug davon, heute habe ich die Chance, den glühenden Horizont anzusehen. Um diese Uhrzeit erwacht ihre Welt, während unsere schlafen geht. Selens Schicht dauert noch bis sechs. Bevor ihre goldene Kollegin eintrifft und sie ihr erzählt, wie die Nachtschicht verlaufen ist, werde ich verschwinden.

Meine Schwester kaut nervtötend langsam ihr Sandwich, schluckt und sagt: »Falls Mama sich wundert: Es ist dieses Mal eine andere Tabletten-sorten. Das waren die Einzigen, die ich auftreiben konnte, aber ihre Wirkung dürfte ähnlich sein. Sie muss sie ihm unbedingt regelmäßig geben, auch wenn er sich besser fühlen sollte.«

Ich nicke nur. Inzwischen weiß ich genauso gut wie unsere Mutter, worauf es bei der Gabe von Antidepressiva ankommt. Es ist zum Kotzen, dass sie meinem Vater keine Medikamente mehr verschreiben, obwohl Selen es immer wieder beantragt hat. Seit sie gedroht haben, sie könne ihren Job

verlieren, stellt sie keine neuen Anträge mehr. Das ist schon zwei Jahre her. Stattdessen bekommt Selen von einer Freundin, die eine der Medikamentenbeauftragten der Klinik ist, einmal im Monat abgelaufene Tabletten, die sonst weggeworfen werden würden. Natürlich unerlaubt, weshalb wir sie auch so aufwendig verbergen.

Nachdem sie ihr Sandwich aufgeessen hat, holt Selen die Medizin aus einer abgeschlossenen Schublade ihres Schreibtisches und öffnet mit einer Büroklammer den doppelten Boden der Brotdose. In einem Papiertaschentuch, damit sie später auch kein verräterisches Geräusch verursachen, verstaut sie die einzelnen Pillen in dem Geheimfach. Sie schließt es sorgfältig und setzt sich wieder neben mich, um die erste Apfelhälfte zu essen.

Die Sonnenstrahlen, die sich nun über den Horizont tasten, lassen Selens blasse Haut leuchten. Als sie ihren Kopf an meine Schulter legt, fühle ich mich einen Moment lang so, als wäre ich der Ältere von uns beiden und könnte auf sie achtgeben. Als wäre ich zu etwas nütze.

Zu Hause ist die Hintertür nur angelehnt – wie untypisch! Der enge Hof, der sich zwischen Kneipe und Nachbarhaus drängt, liegt verlassen da. Nur die Nachtbeleuchtung brennt, selbst Cole schläft um diese Uhrzeit und ich normalerweise auch. Ich schüttele das Frösteln ab, das mir unter den dünnen Stoff meines T-Shirts kriecht.

Vorsichtig spähe ich in den Gang hinter der Tür. Seit der Lieferant gestern einen Bierkasten fallen gelassen hat, stinkt es aufdringlich nach Alkohol. Auf dem Boden vor meiner Zimmertür hockt eine Gestalt, die sich jetzt mit geschmeidigen Bewegungen erhebt. Ich verharre, als sei ich auf den schmierigen Bodenfliesen angeklebt.

»Ich bin's nur: Aruna. Guten Morgen!«

Von wegen! Gute Nacht wäre passender. Das ist die Stimme von Selens Freundin – die einzige Goldene, die uns normal behandelt. Die beiden sind schon ewig ein Paar. Trotzdem wundert mich ihr Besuch.

»Hast du die Tür aufgebrochen?« Jeder meiner Schritte hinterlässt ein schmatzendes Geräusch. »Warum lauerst du mir auf?«

Sie hat kein Licht angeschaltet.

»Cole hat mich reingelassen. Ich möchte mit dir allein sprechen.«

Wie sie das Wort »allein« betont, weckt meine Neugier. Sonst treffe ich Aruna nur im Doppelpack mit meiner Schwester. Ich schiebe mich an ihr vorbei, um die Tür zu meinem Zimmer aufzuschließen. Beinahe reiße ich meine Gitarre um, als ich nach dem Lichtschalter taste. Durch das schmale Kellerfenster dringt nur wenig Helligkeit. Ich kippe es an, damit wenigstens etwas Luft hereinkommt.

Aruna sitzt schon auf dem Schreibtischstuhl, dem einzigen Sitzmöbel in meiner beengten Kammer.

»Mach das wieder zu!«, fährt sie mich an. »Was ich mit dir bereden will, ist privat.«

Mit hochgezogenen Brauen drücke ich das Fenster zu, auch wenn ich bezweifle, dass draußen jemand hockt, der uns belauscht. Mein Bett knarrt, als ich mich schwungvoll darauf fallen lasse. Ich rücke mir mein Kopfkissen zurecht, damit ich mir den Kopf nicht am Bücherregal stoße, das meinen Schlafplatz komplett umrahmt.

»Kann dir leider nur die anbieten«, sage ich und deute auf die angebrochene Tüte Nüsse zwischen den Liedtexten und Notenblättern auf dem Schreibtisch.

Aruna würdigt das Chaos keines Blickes, sondern sieht mich ernst an. »Ich bleibe nicht lange.« Ihre breiten Lippen bilden eine strenge Linie, die zu ihrem akkurat gebundenen Flechtzopf passt. »Du weißt, wofür Selen und ich uns einsetzen?«

Mir ist bewusst, wie viele Male meine Schwester und sie schon Menschen unterstützt haben. Solchen, die die Gesellschaft, in der Goldene mehr wert sind als wir Graue, opfert. Selen und Aruna beschaffen Medikamente, organisieren Operationen und medizinische Ausstattung.

»Ihr helft Leuten, denen es mies geht?«, rate ich und denke an die vielen anderen, die sich neben meinen Eltern auf Selen verlassen.

Aruna sieht unzufrieden aus. »Das ist nur Schadensbegrenzung. Du weißt, worum es uns eigentlich geht?«

Das Kissen drückt mir unangenehm in den Rücken und ich fühle mich wie zurückkatapultiert in die Schule. Was will sie hören? Ich ahne es. Natürlich kenne ich Selens kompromisslosen Sinn für Gerechtigkeit und die Wut, die hinter ihrer sanftmütigen Mimik köchelt. Oft genug haben wir diskutiert, wo die Ursachen für unsere Armut, unsere schlechtere Gesundheit und unsere Gefangenschaft in dieser Unterwelt unter der Oberen Stadt liegen. Während ich allerhöchstens Lieder schreibe, die ich nie öffentlich singen werde, will sich Selen nicht in ihr Schicksal fügen. In dem Moment ahne ich, wie viel tiefer ihr Protest reicht. Ich räuspere mich, weil Aruna mich ansieht, als sei ich durch eine entscheidende Prüfung geraselt. Mal wieder.

»Ihr wollt die Gesellschaft verändern?«, presse ich heraus.

Ich denke an Aylins Warnung und ihren verschwundenen Mann. Als Aruna langsam und bedeutungsschwer nickt, lasse ich den Gedanken zu: Meine Schwester hat sich bereits in große Gefahr begeben. Es passt zu ihr, ich habe es mir bisher nur nicht eingestanden.

»Wir holen immer mehr Goldene auf unsere Seite.« Arunas Stimme ist leise und eindringlich.

»Wie das?«, werfe ich ein. »Die haben dort oben doch allen Luxus.«

Missbilligend stülpt Aruna ihre Lippen vor, was bei ihr einen riesigen Schmollmund ergibt. Sie ist hübsch.

»Du solltest nie verallgemeinern«, rügt sie mich. »Viele hinterfragen die jahrhundertealte Idee von Präsident Areg Aurom. Es gibt neue Studien, die zeigen, dass die Mehrzahl der angeblich statistisch belegten schlechten Eigenschaften von Grauen gar nicht stimmt. Vor allem löst die Untere Stadt den Platzmangel Aurorantias und hat uns wirtschaftliche Vorteile verschafft. Aber zu welchem Preis? Nur eine Minderheit der Goldenen gehört zu denen, nach deren Ideal sich unsere gesamte Gesellschaft ausrichtet. Ein Großteil der Goldenen leidet genauso unter dem harten Rhythmus. Er macht sie krank.«

Ganz ehrlich – mein Mitleid hält sich in Grenzen. Uns macht das unterirdische Leben auch krank.

»Ist doch super«, sage ich betont gleichgültig.

»Nichts ist hier super!«, fährt sie mich an. »Die Wirtschaft schwächelt. Die Unzufriedenheit wächst. Die Zeit ist reif für Veränderungen. Wir sollten die alten Überzeugungen, die uns allen von klein auf eingetrichtert wurden, hinter uns lassen. Wir müssen füreinander kämpfen, wenn wir gewinnen wollen.«

Ich brumme leise. Wer hat gesagt, dass ich mitkämpfe? Was scheren mich die Reichen an der Oberfläche? Was kümmert mich die Wirtschaft? Wahrscheinlich geht Aruna gerade ein ähnlicher Gedanke durch den Kopf, denn sie mustert mich mit vor der Brust verschränkten Armen.

»Sayo, ich brauche deine Unterstützung«, erklärt sie entwaffnend ehrlich. »Selen findet es zu gefährlich, aber ich bin der Meinung, du kannst das selbst am besten einschätzen. Immerhin bist du kein kleiner Junge mehr.«

Mit diesen strategisch gewählten Sätzen trifft sie zielgenau einen meiner wunden Punkte. Wenn meine Schwester die Aufgabe für zu gefährlich hält, dann setzt Aruna eine Menge Vertrauen in mich. Ausgerechnet in einen wie mich, von dem schon seit Jahren niemand mehr etwas Großartiges erwartet. Damit hat sie mich leider am Haken.

Sie zieht ihren Zopfgummi noch straffer und beugt sich vor. Was sie mir dann eröffnet, übersteigt meine Erwartungen an ihre Aktivitäten. Was sie schildert, sind längst keine kleinen Protestaktionen mehr. Woran sie damitwirken, ist eine ganze, verdamnte Untergrundbewegung. Sie sind ein Teil von »Gold und Silber.« Und meine große Schwester steckt mittendrin.

»Du bringst sie in Lebensgefahr!«, schnauze ich, um der plötzlich aufschäumenden Angst Luft zu machen.

Aruna verschränkt zwar erneut abwehrend die Arme, verzieht ansonsten allerdings keine Miene. »Deine Schwester ist ebenfalls alt genug, selbst zu entscheiden, welche Risiken sie eingeht«, erinnert sie mich. Dann lächelt sie. »Und Selen ist die Klügste von allen.«

Etwas Trockenes verstopft meine Kehle, aber es lässt sich nicht herunterschlucken. In Gedanken zähle ich bis zehn, um mich zu beruhigen. Mir wird klar: Am ehesten nütze ich Selen, indem ich ihre und Arunas Aktionen unterstütze. Trotzdem wiegele ich ab. »Ich habe keine Zeit dafür.

Wenn ich nicht bei Cole kellnere, kann ich mir dieses Zimmer nicht mehr leisten und ganz ehrlich: Ich werde nicht wieder bei meinen Eltern einziehen.«

Aruna lächelt, als reagiere ich genau so, wie sie erwartet hat. »Während du mir hilfst, zahle ich deine Miete. Außerdem bekommst du Geld zur freien Verfügung. Und ich verspreche dir: Der Job wird dir Spaß machen.«

Geld zur freien Verfügung? Aruna lügt nicht, ich kenne sie seit Jahren. Sie schaut mich eindringlich an und meint es offenbar absolut ernst. Meine Geldprobleme wären auf einen Schlag gelöst. Und ein ganz anderer Traum ginge in Erfüllung, denn mein Einsatzort wäre – verbotenerweise – in der Oberen Stadt.

»Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass mich das ins Gefängnis bringt?«

»Das hängt allein von dir ab, Sayo«, sagt Aruna. »An meiner Hintergrundarbeit wird es nicht scheitern. Aber du musst dich an unsere Anweisungen halten.«

Was habe ich zu verlieren? Es klingt nach Nervenkitzel und Abwechslung. Endlich könnte ich zeigen, dass ich doch etwas hinbekomme. »Ich bin dabei.«

Aruna wirkt gar nicht überrascht. Im Gegenteil: Sie hat schon alles geplant. Es macht den Eindruck, als verfüge sie über ein großes Netzwerk, oben wie unten. Und mich braucht sie bei den Goldenen. Ich komme mir vor wie in einem Märchen, in dem ich meine Geldsorgen mal eben gegen ein Abenteuer eintauschen darf. Bestimmt gibt es irgendwo einen Haken, den ich übersehe!

Aruna sieht zufrieden aus. »Gleich morgen früh bringen wir dich an die Oberfläche. Jemand erklärt dir, wie die Welt da oben funktioniert. Und dann trittst du deinen neuen Job an.«

Ich schlucke, aber der trockene Kloß in meinem Hals ist noch angeschwollen. Arunas Plan klingt todesdreist, obwohl er bis ins kleinste Detail durchdacht ist. Ich frage mich, was sie machen würde, wenn ich abgelehnt hätte. Wahrscheinlich hätte sie einen Plan B in petto. Vielleicht bin ich auch bereits Plan B und dann hätte sie noch einen Plan C.

Jetzt, wo sie ihr Ziel erreicht hat, springt sie schwungvoll auf. »Komm um drei Uhr zum Aufzug der Klinik. Die Wache weiß Bescheid. Du darfst auf keinen Fall deinen Ausweis scannen. Die Kameras fallen für genau fünf Minuten aus. Sei pünktlich.«

Mit dieser krassen Ansage und einem kurzen Winken verlässt sie leise mein Zimmer. Ich rappele mich auf, um mir ein Glas aus dem Regal über dem Waschbecken in der Ecke mit Wasser zu füllen. Als es leer ist, fülle ich es erneut. Aber die Enge in der Kehle bleibt.